

Biografie, Narrativ und Historizität – über den Unterschied zwischen Erzählen und Aneignen der eigenen Geschichte¹

Evelyn Niel-Dolzer

Zusammenfassung

Die Autorin nimmt Bezug auf die Marginalisierung der psychoanalytischen Wurzeln in der Konzeptualisierung Systemischer Therapien und das darin aufscheinende Motiv der „Verleugnung und von Herkunft“ im Kontext diskursiven Erinnerns und Vergessens. Sie blickt aus einer metatheoretischen Perspektive auf die klinische Praxis und verfolgt die These, dass aus einer (radikal) konstruktivistischen Perspektive die Geschichtlichkeit als conditio humana aus dem Blick geraten ist: „Geschichte“ wird überwiegend als Narrativ, nicht als Geworden-sein beachtet. Für die psychotherapeutische Praxis zeigt sie auf, welche hohe klinische Relevanz eine Erweiterung und die Ergänzung traditioneller systemtherapeutischer Theoriebildungen um phänomenologische Konzeptualisierungen von Zeitlichkeit, Erfahrung und Gedächtnis (Erinnern und Vergessen) haben. Besonders für ein klinisches Verständnis von Traumatisierung sieht sie hier einen notwendigen Bedarf an metatheoretischer und konzeptueller Weiterentwicklung innerhalb der Systemischen Therapien.

Schlüsselwörter: Konstruktivismus, Phänomenologie, Selbstpsychologie/Intersubjectivity Theory, Leibgedächtnis, Trauma, Scham, Schuld, Biografie und Identität

Abstract

Biography, narratives and historicity – about the difference between talking about or realizing one's own experiences

The author refers to Werner Lausecker, who as a historian proves the marginalization of the psychoanalytic roots of the Systemic Therapies, as a practice of denial of history in the context of institutionalized narrative discourses. She picks up the subject from a metatheoretical perspective on the clinical practice. The thesis is pursued that due to a constructivist grounding historicity as conditio humana fails to attract attention. The importance and clinical relevance of a phenomenologically-based understanding of remembrance and forgetting is

1) Überarbeitete Fassung eines Vortrags für das „42. Systemische Kaffeehaus“, eine kontinuierliche Fortbildungsveranstaltung der Lehranstalt für Systemische Familientherapie, am 5. Dezember 2019. Unter dem Titel „Warum (k)ein schlechtes Gewissen haben?“ wurde über Zusammenhänge zwischen ökologischer Verantwortung und Gewissen nachgedacht (siehe: <https://www.lasf.at/events/systemisches-kaffeehaus-42/>). Die Autorin nimmt dabei Bezug auf ihren Vorredner, Werner Lausecker, mit dem zusammen sie sich an diesem Tag dem Thema „(Sich) verdanken, Dankeschuld und Schuldgefühle. Über Herkunft, historisches Gewordensein und Abwehr“ widmete (Anm. d. L.).

emphasized. The author points out how a phenomenological approach delivers a valuable and indispensable additional perspective particularly in work with traumatized clients.

Keywords: constructivism, phenomenology, psychoanalytical self psychology/intersubjectivity theory, body memory/embodied cognition, trauma, shame, guilt, biography, identity

In der von Werner Lausecker (2018) angesprochenen Marginalisierung der psychoanalytischen Wurzeln und Bezüge der Systemischen Therapien, wie sie sich in den Diskursen seit den 1980er Jahren aufweisen lassen, wird die Frage nach dem Erinnern und Vergessen(wollen) von Vergangenheit thematisch. Die Antwort auf diese Frage weist in Richtung institutionalisierter „Geschichtsvergessenheit“ und „Gegenwartsbeschwörung“. Ich werde diesen Fokus nun aus einer metatheoretischen Perspektive auf die klinische Praxis übernehmen. Ich möchte mich dabei zunächst dem von Werner Lausecker angesprochenen Topos, nämlich der Erfahrung „sich zu verdanken“, literarisch zuwenden.

Es gehört zu unserer existenziellen Grundsituation, dass wir aufeinander angewiesen sind. „Ich schaffe es nicht allein“ war hier der Leitgedanke, den Walter Kabelka (2017) vorgeschlagen hat und den ich heute noch einmal aus der Perspektive des „sich Verdankens“ wieder aufnehmen möchte.² Und es gehört zu unserer Existenz, dass wir unser gegenwärtiges „Sein“ nur im Kontext unseres „Geworden-Seins“ begreifen können. Dazu möchte ich Ihnen in einem ersten Teil einige persönliche Gedanken mitteilen, die ich mir dazu gemacht habe, wie „historisch“ bzw. „a-historisch“ die Frage (und damit auch die Antwort auf diese Frage) nach unserer „biografischen Identität“ in der Tradition systemisch-konstruktivistischer Denkfiguren meiner Einschätzung nach angelegt ist. In einem zweiten Teil möchte ich dieser konstruktivistischen Perspektive – kurz und überblicksartig – eine leib-phänomenologische Perspektive auf Zeitlichkeit und Gedächtnis (also Erinnern und Vergessen) an die Seite stellen.

Literarische Annäherungen

„Wir blühen aus eigenen Zweigen, aber aus der Erde eines andern.“, schreibt Max Frisch in seinem „Tagebuch 1946 – 1949“, also im Alter von etwa 35 Jahren (Frisch 2011, S. 104). Interessant an diesem Zitat ist für mich, in welchem Gedankenzusammenhang Max Frisch diesen Satz zu Papier bringt:

„Was zuweilen am meisten fesselt, sind die Bücher, die zum Widerspruch reizen, mindestens zum Ergänzen: – es fallen uns hundert Dinge ein, die der Verfasser nicht

einmal erwähnt, obschon sie immerzu am Wege liegen, und vielleicht gehört es überhaupt zum Genuß des Lesens, daß der Leser vor allem den Reichtum seiner eignen Gedanken entdeckt. Mindestens muß ihm das Gefühl erlaubt sein, das alles hätte er selber sagen können. Es fehlt uns nur die Zeit, oder wie der Bescheidene sagt: Es fehlen uns nur die Worte. Und auch das ist noch eine holde Täuschung. Die hundert Dinge nämlich, die dem Verfasser nicht einfallen, warum fallen sie mir selber erst ein, wenn ich ihn lese?“ (ebd., S. 104).

Und nun folgt ein bemerkenswerter Satz:

„Noch da, wo wir uns am Widerspruch entzünden, sind wir offenbar die Empfangenden.“ (ebd., S. 104).

Und diese scharfsinnige und vielleicht gar nicht so geläufige oder intuitive Einsicht – nämlich: wir haben dem Dissens etwas zu verdanken (und nicht nur dem Konsens) – führt Frisch nun zum Höhepunkt seiner Aussage und damit zu der ergreifenden Feststellung:

„Wir blühen aus eigenen Zweigen, aber aus der Erde eines andern.“ (ebd., S. 104).

Kennen Sie das, worüber Max Frisch hier spricht? Dass Sie ein Buch lesen und denken: Oh, das hätte eigentlich von mir sein können!? Oder eben auch: Na, da weiß ich etwas aber ganz sicher besser als die Autorin oder der Autor. Oder vielleicht auch als die Vortragenden am Podium. Man weiß es eigentlich ja oft besser als die anderen – aber man weiß es eben erst, weil die anderen vorher offengelegt haben, was sie wissen. Ich denke, darum lesen und schreiben wir, darum hören wir anderen zu und sprechen mit und zu anderen: Weil wir eben erst und nur am anderen zu uns (selbst) kommen.

Es geht um die am eigenen Leib erfahrene Geschichte

Mich beschäftigt zurzeit in diesem Zusammenhang vor allem, dass gerade die zentrale Denkfigur, die zum berühmten und beschworenen „Paradigmenwechsel“ von den analytisch inspirierten Familientherapien zu den Systemischen Therapien geführt hat, nämlich das Konzept der Autopoiese, eine gewisse „Gegenwartsbeschwörung“ in den Systemischen Therapien mit sich gebracht hat und gerade nicht das Verständnis wechselseitigen Angewiesenseins und „Verdankens“. Gerade ein autopoietisches Verständnis von *lebendig(em) Sein* stellt ja die Historizität unserer Existenz in den Vordergrund und gerade diese „Geschichtlichkeit“ ist in den Hintergrund geraten. Geschichte ist eher in der Bedeutung von *Narrativ*, nicht von *Gewordensein* aufgefasst worden. Dem *Geschichten erzählen* ist die ungeteilte Aufmerksamkeit geschenkt worden, dass es dabei aber immer auch um am eigenen Leib *erfahrene* Geschichten geht, ist dabei deutlich in Vergessenheit geraten.

2) Walter Kabelka (2017) „Wenn ein Psychotherapeut einen politischen Standpunkt hat: Wann kann er sich positionieren, wann muss er es, und wann soll er es bleiben lassen?“ Vortrag im 38. Systemischen Kaffeehaus am 05.12.2017. Thema des Tages: „Psychotherapie und Gesellschaft – die lästige Frage“ (Anm. d. L.).

Im Moment sehe ich es so, dass es vor allem die in den 1980er Jahren zur selben Zeit forcierte epistemologische Theorie – nämlich der radikale Konstruktivismus – war, der zu jener Ausdeutung des auf Humberto Maturana und Francisco Varela zurückgehenden Autopoiese-Konzepts beigetragen hat, wie wir sie bis heute in den Systemischen Therapien finden. Meine diesbezügliche Annahme lautet: In der radikal konstruktivistischen Lesart des Autopoiese-Konzepts geht eben gerade die zentrale Erkenntnis von Wechselseitigkeit – auch im Sinne des existenziellen „sich Verdankens“ verloren.

Ich werde später aus phänomenologischer (und nicht konstruktivistischer) Perspektive einige Überlegungen zur Konzeptualisierung von Zeitlichkeit, Gedächtnis und Erfahrung vorstellen, an denen sich zeigen lässt, wie aus phänomenologischer Perspektive betrachtet unser Sein ganz selbstverständlich als ein „Gewordensein-am-anderen“ in den Blick kommt. So wird sowohl das historische Moment unserer Existenz als auch die Dimension unseres unhintergebar aufeinander Angewiesenseins zum zentralen Topos, der auch für die psychotherapeutische Arbeit eine Horizont-erweiterung ermöglichen kann.

Ich kehre noch einmal zu Max Frisch zurück. Er war ja der Autor, der in den 1990er Jahren – also der Hochblüte der Systemischen Therapien im deutschsprachigen Raum – von „Systemiker*innen“ leidenschaftlich beschworen wurde, gerade auch von der damals tonangebenden Heidelberger Schule und besonders von Arnold Retzer. In vielen Seminaren, Fachartikeln und Büchern wurde Max Frisch zitiert, und zwar konkret aus seinem Roman „Mein Name sei Gantenbein“. Bis zur Gegenwart erfreut sich eines dieser Zitate des Protagonisten Theo Gantenbein reger Bezugnahme von publizierenden Systemischen Therapeut*innen: „Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er ...“ – „oft unter gewaltigen Opfern“ wie Arnold Retzer ergänzt – „... für sein Leben hält“ (Retzer 2002, S. 16)³. Und er schließt daraus: „Diese Lebenserzählungen sind erfundene Biografien“ (ebd., S. 16).

Das war ein damals gelegen kommendes „Indiz“: Unter systemisch-konstruktivistischer Perspektive Luhmannscher Prägung geht man ja davon aus, nur zum „erzählten Leben“ (nicht aber zum „erlebten“ oder „gelebten Leben“) direkten Zugang und „Anschluss“ zu haben. Die gesprochene Sprache und das Narrativ geraten über dieses so vorausgesetzte Verständnis in den Mittelpunkt systemisch-therapeutischen Wirkverständnisses. Biografie wird zur Erzählung, zur Geschichte, die nicht wahr ist,

3) Diese Stelle kommt im Roman tatsächlich ohne die Retzersche Ergänzung aus. Dennoch ist diese Ergänzung ein Original-Frisch. In einem Werkstattgespräch mit Horst Bienek sagt Frisch: „Jeder Mensch (ich spreche jetzt nicht vom Schriftsteller, sondern von seinem Helden), jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er, oft unter gewaltigen Opfern, für sein Leben hält, oder eine Reihe von Geschichten, die mit Namen und Daten zu belegen sind, so daß an ihrer Wirklichkeit, scheint es, nicht zu zweifeln ist. Trotzdem ist jede Geschichte, meine ich, eine Erfindung und daher auswechselbar“ (In: Horst Bienek (1962): Werkstattgespräche mit Schriftstellern (darin Kap. „Max Frisch“), Hanser, München. Zit aus der dtv-Ausgabe (1965), S. 27; Anm. d. L.)

sondern immer auch anders erzählt werden könnte. „Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben“ (vgl. Ben Furman 1999), konnte z. B. geschlussfolgert werden – denn neue Erzählungen lassen sich (er)finden – und geriet zum optimistischen und programmatischen Titel nicht nur eines Buches, sondern auch eines praktizierten systemisch-therapeutischen Biografie- und Identitätsverständnisses. Geschichte – als Erfahrungen, die wir gemacht haben, die aber wie im „3-Welten-Modell“ (sensu Luhmann) vorausgesetzt „nicht direkt zugänglich sind“ – wird zu erzählten Geschichten – und diese sind letztlich immer auch „erfunden“.⁴

„Erfunden sind diese unvermeidlichen Lebenserzählungen deshalb, weil sie niemals den vollen Reichtum der gelebten Erfahrung enthalten, konservieren und wiedergeben können. Die Lebenserzählung entsteht und entwickelt sich immer als ein Selektionsprozeß, in dem all das ausgeschlossen wird, was nicht in die Erzählung paßt“, schreibt Retzer (2002, S. 16) und es ist ihm in der Aussage recht zu geben, in der Deutung dieser Aussage allerdings auch zu widersprechen. Lassen Sie mich dazu diese Aussage ganz spielerisch und selbstrückbezüglich auf das von Arnold Retzer hier produzierte „Narrativ“ selbst anwenden: Der Satz Theo Gantenbeins, den Retzer zitiert („Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte, die er für sein Leben hält“), ist nämlich ein wenig aus dem Zusammenhang gerissen. Retzer hat – um mit diesem Zitat seine These zu stützen – gerade das gemacht, was er beschreibt, nämlich: einen „Selektionsprozeß“ vorgenommen, in dem „all das ausgeschlossen wird, was nicht in die Erzählung (nämlich in seine eigene, mit der er ja auf Bestätigung seiner Definition von Identität abweckt) paßt“ (s. o.). In diesem Fall ist das der Kontext der Geschichte, in dem Theo Gantenbeins gewichtiger Satz fällt, der Retzers Selektion zum Opfer fällt.

Im Roman spricht Theo Gantenbein diesen Satz nämlich zu einem Barkeeper, der ihn übrigens seit geraumer Zeit mit Whisky abfüllt (das halte ich für kein nebensächliches Detail dieses Gesprächskontextes – ich komme darauf noch zurück). Er sagt zu ihm tatsächlich:

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält, sage ich, ...“

Aber der Satz ist hier noch nicht zu Ende sondern geht weiter:

4) Die „3-Welten-Theorie“ wurde besonders durch Karl Popper (1978) populär. Popper stellt darin eine pluralistische Weltsicht vor, in der er drei Welten unterscheidet: die physikalische Welt, die Welt der mentalen oder psychologischen Zustände oder Prozesse, bzw. subjektiver Erfahrungen, sowie die Welt der Produkte menschlichen Geistes, von hergestellten Gegenständen bis zu religiösen Mythen, Kunstwerken, Theorien und eben Sprache und Geschichten (Siehe: Karl Popper (1978) Three Worlds. In: The Tanner Lecture on Human Values. Delivered at The University of Michigan April 7, 1978. Online, internet: https://tannerlectures.utah.edu/_documents/a-to-z/p/popper80.pdf (Zugriff 29.01.2020). „Sensu Luhmann“ bezieht sich hier jedoch auf die Unterscheidung physischer, psychischer und sozialer Funktionssysteme sowie die Annahme, dass sie jeweils keinen unmittelbaren Zugang zu den jeweils kennzeichnenden Prozessen der anderen Systeme haben (Anmerkungen d. L.).

„oder eine ganze Reihe von Geschichten, sage ich, bin aber zu betrunken, um meinen eigenen Gedanken wirklich folgen zu können, und das ärgert mich, so daß ich verstumme“ (Frisch 1975, S. 45).

Wir wollen also, würde ich augenzwinkernd vorschlagen, den betrunkenen Theo Gantenbein in seiner Geistesgegenwart nicht ernster nehmen, als er sich selbst und seine Aussage zu diesem Zeitpunkt nimmt.

Im konkreten Erzählkontext lässt sich dieser denkwürdige und viel beschworene Satz nun auch ganz *anders* verstehen. Das ist zumindest *meine* Lesart dieses Romans: Es geht Max Frisch ja gerade um die Problematisierung der Frage nach der „Identität“ des Menschen, die in der Aktualisierung oder Erfindung sozialer Rollen eben genau nicht aufgeht, sondern – ganz im Gegenteil – gerade dort ihre prekärste Zuspitzung erfährt. Das Erfinden einer Geschichte – oder mehrerer –, in der ich eine andere bin als die, der gerade das widerfahren ist, was ihr eben widerfahren ist, macht ja nichts ungeschehen, auch wenn unser Hoffen darauf, dass das möglich wäre, menschlich zutiefst verstehbar ist. Durch jede „erfundene Geschichte“, würde ich sagen, schimmert die Erfahrbarkeit und Bangigkeit existenziellen Scheiterns, das durch fiktive Geschichten nicht getilgt werden kann. Max Frisch thematisiert über *Theo Gantenbein* (und übrigens auch über seinen Protagonisten *James Larkin White*, der seine Identität als *Anatol Ludwig Stiller* verleugnet) die zutiefst erschütternde Erfahrung existenziellen Sinnverlusts, Sinnentleerung und Sinnentstellung. Eine uns allen mögliche Erfahrung ist dieses Angefochtensein bei Max Frisch, die alle Antworten auf die Frage nach dem eigenen existenziellen Gerechtfertigtsein schuldig bleibt.

Passende Geschichten als eine kontextuelle Notwendigkeit

Man muss sich, um es so sehen zu können, den Erzählkontext – den Arnold Retzer weglässt! – weiter vor Augen führen: Theo Gantenbein beginnt mit dem Geschichten-erfinden, weil oder zumindest als er allein in seiner Wohnung sitzt; mitten unter abgedeckten Möbeln. Allein ist er dort, weil seine Frau ihn verlassen hat. Und nun schreibt Frisch:

„Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt, scheint es, und manchmal stellte ich mir vor, ein anderer habe genau die Geschichte meiner Erfahrung ... (Der Barmann ist es nicht.)“ (Frisch 1975, S. 11).

Es verhält sich also genau andersherum als in der Retzerschen Ausdeutung des „Gantenbein-Theorems“, würde ich sagen: Wenn Theo Gantenbein sagt: „Ich probiere Geschichten an wie Kleider!“ (ebd., S. 20), so ist das nichts weniger als ein spielerisches Moment und weit und breit ist hier keine Rede von vitaler Experimentierfreudigkeit an möglichkeitssinniger Fiktion. Es ist ihm – würde ich sagen – etwas passiert,

was ihm zu viel war. Er kann es nicht verkraften, also bleibt ihm nur, es eben nicht zu verkraften, und er verkraftet es also auch nicht. Er kann und will nicht wahrhaben, was ihm da gerade widerfahren ist, also „hat“ er es nicht wahr und darum „ist“ es auch nicht wahr. Also ist es nicht passiert, sondern tausend andere Geschichten „passieren“ ihm – solche (und nur noch solche), die er verkraften kann, auch wenn sie Fiktion sind oder besser: gerade weil sie Fiktion sind, verkraftet er sie. Aber wenn, was ihm widerfahren ist, in tausend Geschichten nicht vorkommt, so ist es ihm ja dennoch widerfahren. Nur hat er ausgerechnet zu dem, was ihm passiert ist, keine Geschichte. Und das macht ihm zu schaffen. Und diese Geschichte ist es, die er sucht. So verstehe ich den Satz: „Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt“ (ebd., S. 11).

So würde ich es zumindest sehen, wenn Theo Gantenbein zu mir zum Erstgespräch käme. Das exzessive Whiskytrinken würde ich als Ausdruck „männlicher Traurigkeit“ (vgl. Grossmann 2016) verstehen. Und seine Geschichten, die er „anprobiert wie Kleider“, würde ich verstehen als „unbewussten Behandlungsauftrag“. Er könnte lauten: „Lassen Sie uns die unaussprechliche Erfahrung, die ich gemacht habe, zu einer aussprechbaren Erfahrung, das Unsagbare sagbar machen. Damit ich mich nicht weiterhin so abmühen muss, jemand zu sein, dem das alles nicht passiert ist.“ Es ginge also in der Therapie darum, sich unter all den „geborgten Kleidern“ selbst wieder kenntlich zu werden. Und schließlich den (oder die) zu finden, dem (oder der) das alles passiert ist, also: mich selbst.

Das wäre meine Perspektive, die ich heute dem den 1990er Jahren entspringenden enthusiasmierten Verständnis von Biografie und Identität entgegenhalten würde. Nicht als einzige Perspektive, aber als eine, die durch (radikal-) konstruktivistische Ausdeutungen aus dem Blick geraten ist und die mich heute zum Widerspruch reizt. Und Sie sehen: Wir landen wieder beim Eingangszitat:

„Was zuweilen am meisten fesselt, sind die Bücher, die zum Widerspruch reizen, mindestens zum Ergänzen: – es fallen uns hundert Dinge ein, die der Verfasser nicht einmal erwähnt, obschon sie immerzu am Wege liegen, und vielleicht gehört es überhaupt zum Genuß des Lesens, daß der Leser vor allem den Reichtum seiner eignen Gedanken entdeckt“ (Frisch 2011, S. 104).

Also bin ich Arnold Retzer und vielen anderen tonangebenden Autor*innen Systemischer Therapien seit den 1990ern tatsächlich Dank schuldig – wenn auch immer aus anderen und neuen Gründen: früher (in meinen eigenen Anfängen als Psychotherapeutin) war dieser Dank dem Konsens und heute ist er dem Dissens geschuldet. Dass es doch so lange gedauert hat, bis ich manches sehe, „was immerzu am Wege lag und zum Widerspruch reizt“, erfüllt mich (das möchte ich nicht verschweigen) doch auch mitunter mit Traurigkeit und Unbehagen, besonders in der Aufarbeitung meines eigenen persönlichen Schicksals.

Lebenserzählungen als Selektionsprozess

Was lässt sich also noch sagen zum Verhältnis von „wahrhaftig gemachten Erfahrungen“ zu „erfundenen Lebenserzählungen“, außer dass sie deshalb erfunden sind, „... weil sie niemals den vollen Reichtum der gelebten Erfahrung enthalten, konservieren und wiedergeben können“ (Retzer 2002, S. 16)? Denn natürlich entstehen und entwickeln sich Lebenserzählungen immer als ein Selektionsprozess, „... in dem all das ausgeschlossen wird, was nicht in die Erzählung paßt“ (ebd.). Aber gerade das lässt Frisch ja seinen Gantenbein in tragischer Weise vorführen und die Psychoanalyse hat uns dafür dankenswerterweise zwei treffliche Wörter geschenkt: Verleugnung und Verdrängung.

Es ist bedauerlich und von Nachteil, finde ich heute, dass die Unterscheidung bewusst/unbewusst aus den klinischen Theorien systemischen Therapieverständnisses in so starkem Maß ausgeschlossen wird⁵: Gerade zu traumatischen Erfahrungen und zu deren psychotherapeutischem „Umgang“ muss uns deshalb heute die Neurobiologie belehren, dass Erfahrungen nicht verschwinden – egal wie viele Narrative wir dazu erzählen. George Atwood (2017) hat sich dazu einleuchtend und inspirierend geäußert. In einer Deutlichkeit, die ich bemerkenswert finde, nicht nur, weil sie mutig gegen alle gegenwärtig dominanten „empiristischen Diskurse“ auftritt, wie es das systemische Therapieverständnis dereinst auch getan hat.

Er schreibt: „Ich sprach kürzlich mit einem bekannten Psychoanalytiker. Er erzählte mir, dass Kliniker im Allgemeinen etwas Wichtiges über den Einfluss von Trauma nicht verstehen – dass es die Struktur des Gehirns schädigt, dauerhaft. Entsprechend dieser Ansicht, fuhr er fort, werden bestimmte Erregungsbahnen und Reaktionen im ‚neurologischen Substrat‘ durch ein schweres Trauma festgeschrieben. Sobald dies geschieht, ist diese Person biologisch verändert, und das zentrale Nervensystem reagiert für immer verändert“ (Atwood 2017, S. 111). Der Kliniker schloss von diesem Befund – so erfahren wir von Atwood weiter – auf die nur sehr eingeschränkte Wirksamkeit von Psychotherapie.

Atwood hat nun gar keine Einwände gegen diese Art, auf „Phänomene hinzubeobachten“⁶, aber er spricht sehr klar aus, was auch aus systemtherapeutischem Verständnis zu sagen wäre: es handelt sich um ein Modell, eine „Landkarte“ (sensu

Alfred Korzybski⁷). Atwood sagt es prägnanter: Es handelt sich letztlich um eine Metapher, eine – wie er sagt – „recht grobe, eigentlich eher eine Fantasie als eine wissenschaftliche Hypothese: eine neurologische Fantasie“ (ebd., S. 111). Und er schreibt: „Trotzdem hat sie eine Bedeutung: Die Vorstellung irreversibler Veränderungen im Gehirn ist wahrscheinlich eine Vergegenständlichung bestimmter Gefühle, die dem Kern von Trauma zugrunde liegen“ (Atwood 2017, S. 111). Subjektiv gemachte Erfahrungen werden in eine materielle Sache „verwandelt“ (nämlich in morphologische Gehirnstruktur) und auf diese Weise ausgedrückt. Und was sie ausdrücken, bringt tatsächlich wieder das subjektive Empfinden der traumatisierten Person zum Ausdruck – nur in einer physischen, hirneurologischen Konkretisierung oder Metapher, nämlich: „Es ist das Gefühl, dass man nie wieder der oder die Gleiche sein wird“ (ebd., S. 112).

Diese subjektive Erfahrung wird in einem konkreten Bild – nämlich des irreversibel veränderten Gehirns – symbolisiert. Allerdings geht dann die Symbolisierung verloren und gerät „... zu etwas in der physischen Realität Existierendem“ (ebd.). Die „Landkarte“ (würden „wir“ sagen) wird mit dem Gelände, die Speisekarte mit dem Essen verwechselt – ein „epistemologischer Irrtum“ (sensu Gregory Bateson⁸) im klinischen Verständnis! „Das beunruhigende, nebulöse Gefühl, irgendwie unwiderlich verändert worden zu sein, wird durch eine überzeugende Vorstellung von einer physiologischen Veränderung im Nervensystem ersetzt. Durch die Konkretisierung eines sonst schreckenerregenden Empfindens, gar nicht mehr dieselbe Person zu sein, die man gewesen war, wird das Gefühl persönlicher Zerrissenheit und Diskontinuität vermindert und in einem gewissen Ausmaß eingekapselt. Menschen mögen es, etwas, was ihnen passiert ist, in bestimmten, lokalisierbaren physikalischen Bildern festzuhalten. Genau das passiert hier.“ (ebd.)

Ich denke, die Tradition unseres systemtherapeutischen Verständnisses von Krankheit und Gesundheit, Wahnsinn und Normalität hat viele paradigmatische Übereinstimmungen und eine hohe Kompatibilität mit diesem hier bei Atwood zum Ausdruck kommenden klinischen Verständnis, aber nur sehr wenige mit den klinischen Theorien evidenzbasierter medizinerorientierter Wissenschaft. Dennoch habe ich den

5) Ausnahme z. B. Jürgen Kriz (2018): Über das Unbewusste in der Systemischen Therapie. In: *systeme* 32(1): 28-52; online, internet: https://www.researchgate.net/publication/330117126_Uber_das_Unbewusste_in_der_systemischen_Therapie (Zugriff 29.01.2020; Anm. d. L.)

6) Zum Begriff des „Hinbeobachtens“ z. B. Günther Emlein (2017): „Welt‘ erscheint abhängig vom jeweiligen Standpunkt der Beobachtung. Das Resultat der Operation wird an die Welt hin beobachtet“ (S. 105) und: „Systeme sind hin beobachtet und dies im Nachhinein“ (S. 131). In: *Das Sinnsystem Seelsorge. Eine Studie zur Frage: Wer tut was, wenn man sagt, dass man sich um die Seele kümmert.* Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen (Anm. d. L.)

7) Korzybskis Bonmot, die Karte sei nicht das Territorium, wurde durch Gregory Bateson zu einer festen Größe im Bereich systemtheoretischen Denkens. Siehe z. B. Hans Günter Holl (2007) Gregory Bateson und Alfred Korzybski. Gedanken über die Fallgruben der Abstraktion. Online. Internet: <https://annelore25.files.wordpress.com/2012/03/batkor.pdf> (Zugriff 29.01.2020; Anm. d. L.)

8) In „Geist und Natur. Eine notwendige Einheit“ (1982) bezeichnet Bateson die Hypothese, „wonach die Reaktionen eines Organismus auf seine Umwelt die Genetik der Nachkommen beeinflussen konnte“, als einen „erkenntnistheoretischen Irrtum der logischen Typisierung“ (S. 30f.). Im Kontrast zum mittlerweile gängigen, scheinbar beliebigen Gebrauch des Begriffs ging es Bateson seinerzeit darum, „eine geheiligte Einheit der Biosphäre zu begründen, die weniger erkenntnistheoretische Irrtümer enthält“ (S. 31), sah aber im Jahr der Publikation (Orig. 1979) „keine konventionelle Methode, ein solches Wirrwarr zu beschreiben. Wir wissen noch nicht einmal, wo anfangen“ (ebd.) (Anm. d. L.)

Eindruck, dass wir gegenwärtig in unserem Wirk- und Interventionsverständnis weit mehr hineingelehnt sind in positivistisch-objektivierende „Behandlungsverständnisse“. Das halte ich für bedenklich und für veränderungswürdig.

Der intersubjektive Ansatz

Ich befasse mich seit geraumer Zeit mit einem systemischen Ansatz, der innerhalb der Psychoanalysen in der Tradition der Selbstpsychologie entwickelt wurde und auf den ich durch meinen Kollegen, den Historiker Werner Lausecker, aufmerksam geworden bin: der *Intersubjectivity Theory*. Ich meine, dass uns – und damit unseren KlientInnen – ein Dialog mit dieser Schule und die Rezeption und Reflexion dieser systemisch-psychoanalytischen Ansätze gegenwärtig sehr gut tun würden. George Atwood, den ich hier zitiert habe, ist einer der Begründer der *Intersubjectivity Theory* (siehe Stolorow & Atwood 1992, Orange et al. 2015) und ich möchte seine, für mich sehr ausdrucksstarke und „anschlussfähige“ Position zur psychotherapeutischen Arbeit mit traumatisierten Menschen andeuten: „Das Erleben traumatischer Isolation entspricht einer Entfremdung von allem Menschlichen. Das macht die Herausforderung für den Kliniker aus: die Ausweitung seiner oder ihrer Empathie, um genau solche subjektiven Zustände zu erreichen, und das Gefühl, in die Dunkelheit geworfen zu sein, zurück in die Gemeinschaft Anderer als etwas menschlich Wiedererkennbares zu holen. Es ist das Wunder der Psychotherapie, dass sie manchmal das Unerträgliche erträglich werden und das Unsagbare sagbar werden lässt. Das geschieht jedoch nicht durch die Minderung des Schmerzes, dem man in der Welt Traumaüberlebender begegnet. Das ist nicht möglich. Aber durch das Aufnehmen dieses Schmerzes in den Kreislauf menschlichen Verständnisses gelingt dies.“ (Atwood 2017, S. 133)

Ich meine, dass eine phänomenologische statt einer radikal-konstruktivistischen Lesart unseres systemtheoretischen „Fundaments“ (Autopoiese) eine Perspektiven-erweiterung für unsere klinischen Modellbildungen und Theorien bringen würde und will das hier nur in wenigen Andeutungen zur Konzeptualisierung von Zeitlichkeit, Gedächtnis und Erfahrung skizzieren. Denn von dieser Perspektivenerweiterung hängt entscheidend ab, wie und ob wir unseren Erfahrungen in der Vergangenheit und damit auch unserem Erinnern im therapeutischen Prozess Aufmerksamkeit schenken.

Ich denke, wir könnten unsere gebräuchliche und für einen „systemischen Geschmack“ viel zu lineare Metapher von der „Time-Line“, in der Vergangenes vorbei und Zukünftiges noch nicht da ist, durch eine dynamischere (prozessuale und fluide) Konzeptualisierung ergänzen, wie sie in phänomenologischen Verständnissen Tradition hat: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft „verschweben“ im prozessualen Erleben zu einer einzigen Zeit (Fuchs 2011). Indem sich nämlich meine Geschichte, also mein Gewordensein, meine Erfahrung, in jedem gegenwärtigen Moment zur Sprache bringt. Im wahrsten, wörtlichen Sinn von „Sprache“, aber eben auch gerade in meinem Gestus, meiner Körperhaltung, meinem Vorverständnis von Situationen

und Menschen, also *in all dem, von dem ich stillschweigend ausgehe*, wenn ich mich in der Welt bewege. Und indem ich gleichzeitig immer auf etwas noch nicht Gegenwärtiges ausgerichtet bin, also all dem, was ich stillschweigend erwarte, wenn ich mich in der Welt bewege.

Dieses Verständnis von „Gleichzeitigkeit“ war auch in den systemischen Diskursen einst im Gespräch und wurde zum Beispiel Ende der 1990er Jahre von Rosmarie Welter-Enderlin gegen Jay Haley in Anschlag gebracht, der die Selbsterfahrung für angehende Psychotherapeut*innen, die „Arbeit an der eigenen Geschichte und der Geschichte der eigenen Herkunftsfamilie“ (Welter-Enderlin & Hildenbrand 1996, S. 50) nur dann für notwendig erachtete, wenn deren Lehrtherapeut*innen nicht kompetent genug seien, Therapie zu unterrichten. „Haley zum Beispiel äußerte in der für ihn typischen Distanz zur Psychoanalyse, daß die Beschäftigung mit dem persönlichen Leben eines Ausbildungskandidaten nur bei Ausbildern üblich sei, die nichts davon verstünden, Therapie zu lehren“ (ebd., S. 50). „Wir können“, hielt Welter-Enderlin damals dagegen, „Haleys Polarisierung von historischem Material und aktuellen Problemen nicht teilen, denn wir haben einen Begriff von Geschichte, der den gesamten Spannungsbogen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfasst“ (ebd., S. 51).

Von einer Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auszugehen und damit eben von einem „stillschweigenden Ausgehen und Erwarten“ setzt folglich voraus, dass wir die aus unserem (therapeutisch/klinischen) Blick ausgeschlossenen, unbewussten Prozesse menschlicher Erfahrung wieder in den Blick hereinholen. Das ist schon darum notwendig, weil wir unter Gedächtnis ja ohnehin ein sowohl explizites (deklaratives, bewusstes) Erinnern als auch ein implizites (unbewusstes) Gedächtnis verstehen, auch wenn wir verabsäumen, es zu konzeptualisieren.

Leibgedächtnis, oder: Die Überwindung der Geist-Körper-Trennung

Hier ließe sich der seit Gregory Bateson (1982) gesuchte und durch den Konstruktivismus verstellte Weg zu einer Überwindung eines cartesianischen Vorverständnisses von Geist-Körper-Trennung wiederaufnehmen: Stellen wir uns den Geist nicht länger körperlos und den Körper nicht länger geistlos vor, finden wir in phänomenologisch ausgearbeiteten Konzeptualisierungen von Leiblichkeit und Zwischenleiblichkeit (sensu Merleau-Ponty 1994, S. 194) Erweiterungen von Perspektiven, die an systemische und autopoietische Vorverständnisse „hoch anschlussfähig“ sind. Wir müssen dann nicht mehr glauben, nur zu explizit in Sprache gefasster, *erzählter und erzählender* Erinnerung Zugang zu haben, sondern auch zu implizit sich uns mitteilender *erfahrener und erfahrender* Erinnerung.

Zum Leibgedächtnis schreibt Thomas Fuchs: „Während das explizite Gedächtnis die Erinnerung in ein Zeitgitter der Vergangenheit einträgt, erleben wir im leiblichen Wiedererkennen das Zusammenfallen von Vergangenheit und Gegenwart zu einer

einzigsten Zeit“ (Fuchs 2011, S. 292f.). Für dieses implizite – oder: Leibgedächtnis – gibt er ein eindrückliches Beispiel wieder und zitiert dazu den französischen Philosophen Gaston Bachelard:

„Über die Erinnerungen hinaus (gemeint sind die expliziten, bewussten Erinnerungen) ist das Elternhaus physisch in uns eingezeichnet. Es besteht aus einer Gruppe von organischen Gewohnheiten. Aus einem Abstand von zwanzig Jahren, allen anonymen späteren Treppen zu Trotz, würden wir noch die Reflexe jener ‚frühesten Treppe‘ wiedererkennen, über eine bestimmte, etwas zu hohe Stufe würden wir nicht stolpern. Das ganze Sein des Hauses würde sich entfalten, unserem eigenen Sein treu geblieben. Wir würden die Tür aufstoßen, die noch das gleiche Knarren hat, ohne Licht würden wir in den entlegenen Speicher gehen. Das Gefühl der kleinsten Klinke ist noch in unserer Hand“ (Bachelard 1960, S. 47, zitiert in Fuchs 2011, S. 292).

Und auch für die klinische Praxis wird Ihnen an folgendem Beispiel von Thomas Fuchs die hohe Relevanz dieser Perspektiverweiterung in Bezug auf ein unbewusstes, präreflexives Leibgedächtnis einleuchten:

„Betrachten wir ein anderes Beispiel, nämlich aus den Lebenserinnerungen des jüdischen Schriftstellers Aharon Appelfeld, der vom 7. bis 13. Lebensjahr den Zweiten Weltkrieg als Flüchtling in den Wäldern der Ukraine erlebte: ‚Seit Ende des Zweiten Weltkriegs sind bereits über fünfzig Jahre vergangen. Vieles habe ich vergessen, vor allem Orte, Daten und die Namen von Menschen, und dennoch spüre ich diese Zeit mit meinem ganzen Körper. Immer wenn es regnet, wenn es kalt wird oder stürmt, kehre ich ins Ghetto zurück, ins Lager oder in die Wälder, in denen ich so lange Zeit verbracht habe. Die Erinnerung hat im Körper anscheinend lange Wurzeln.‘ – ‚Alles, was damals passierte, hat sich den Zellen meines Körpers eingeprägt. Nicht meinem Gedächtnis. Die Zellen des Körpers erinnern sich anscheinend besser als das Gedächtnis, das doch dafür bestimmt ist. Noch Jahre nach dem Krieg ging ich nicht in der Mitte eines Gehsteigs oder Wegs, sondern immer dicht an der Mauer, immer im Schatten, immer eilig, wie einer, der flieht. (...) Manchmal reicht der Geruch eines Essens, Feuchtigkeit in den Schuhen oder ein plötzliches Geräusch, um mich mitten in den Krieg zurückzusetzen. (...) Der Krieg sitzt mir in allen Gliedern.‘ – ‚Hände, Füße, Rücken und Knie wissen mehr als die Erinnerung. Wenn ich aus ihnen schöpfen könnte, würden mich die Bilder nur so überfluten.‘“ (Appelfeld 2005; zitiert in Fuchs 2011, S. 295)

So ist Vergangenes (oft ganze Lebensperioden) in unserem Leib eingeprägt – „freilich tiefer und nachhaltiger als es das autobiographische Gedächtnis vermochte“ (Fuchs 2011, S. 295). Und damit, möchte ich abschließend ergänzen, durch das „Erfinden von Geschichten, die wir für unser Leben halten“, nicht aus der Welt zu schaffen:

„Die gravierendste Form der Inkorporation in das Leibgedächtnis stellt das eigentliche Trauma dar – das Erlebnis von Missbrauch, Vergewaltigung, Folter, Geiselnahme oder

Todesdrohung. Als ein Ereignis, das sich nicht aneignen, symbolisieren und in einen Sinnzusammenhang integrieren lässt, lässt das Trauma nur noch den Rückzug in eine ‚Emotionslähmung‘ eine ‚Totstellreaktion‘ zu. (...) es reißt, wie Bernet formuliert, ‚ein Loch in das symbolische Gewebe, aus dem die Geschichte des Subjekts besteht.‘ Das Geschehene bleibt namenlos und unaussprechlich; es hinterlässt eine Lücke (...) in der expliziten Lebensgeschichte, in der narrativ konstituierten Subjektivität“ (ebd., S. 297f.).

Auf der Grundlage dieses Verständnisses von Leiblichkeit (und damit Zeitlichkeit) bedeutet Erzählung einer Geschichte also weit mehr als das bloße explizite Narrativ einer Lebensgeschichte, das ebenso gut wie jedes andere in eine „Lücke passt“: Es bedeutet, einer Erfahrung, die sich uns erinnert, aber wir uns nicht an sie, ihre Geschichte zu geben. Es geht also nicht um „bloß irgendeine Erzählung“, und nicht „bloß um das Wortefinden“, sondern es geht um eine zwischenmenschlich geteilte Erfahrung, in der die erfahrene Geschichte angeeignet werden kann. Es geht also um: Aneignung von Geschichte. Es geht um Aneignung eines Geschehens, „das weder erinnert noch vergessen werden kann“ (ebd., S. 298). Das, so Fuchs, lernen wir schon bei Janet und Freud.

Kein nebensächlicher Teil eines Erzählkontextes

Und *darum* findet Theo Gantenbein seine Geschichte nicht beim Barmann, so sehr ich auch persönlich zutiefst verstehen kann, dass er in seiner Not auf die Idee kommt, sich helfen zu können, indem er sich vorstellt, „ein anderer hätte genau die Geschichte seiner Erfahrung“. Ich mutmaße, die Tatsache, dass mir diese Idee auf so vertraute Weise nachvollziehbar ist, sagt nicht nur etwas über meine Empathiefähigkeit aus, sondern auch über das Motiv meiner Berufswahl vor nunmehr über fünfundzwanzig Jahren ...

Und *darum* ist auch der exzessive Whiskykonsum sowohl für Theo Gantenbein als auch für Stiller bzw. Mr. White kein nebensächlicher Teil des Erzählkontextes:

„Ich bin nicht Stiller! – Tag für Tag (...) sage ich es, schwöre ich es und fordere Whisky, ansonst ich jede weitere Aussage verweigere. Denn ohne Whisky, ich hab's ja erfahren, bin ich nicht ich selbst (...)“ (Frisch 1973, S. 9).

Jetzt muss man natürlich einsehen: Er ist es auch *mit Whisky nicht*. Aber Whisky hilft vermutlich, das eine Zeit lang zu *vergessen*. Dann aber (wieder nüchtern) beginnt für ihn neuerlich die Suche nach seinem Selbst. Weil, so sagt er höchstselbst zum Staatsanwalt, der ihm nicht glauben will, wer er ist, man es nicht aushalten kann, sich seiner selbst zu schämen und die Geschichte dazu nicht finden zu können:

*„Hm.“, sagt der Staatsanwalt
„Man hält das nicht aus.“ (sagt Stiller)*

„Verstehe“, sagt der Staatsanwalt.

„Man kann nicht jahrelang ein schlechtes Gewissen haben, Herr Staatsanwalt, ohne zu verstehen, warum man ein schlechtes Gewissen hat!“ (sagt Stiller)

Usw.

„Ich weiß nicht (resigniert Stiller), ob er mich versteht.“ (ebd., S. 33).

Lassen Sie uns hoffen und uns darum bemühen, dass die gegenwärtige Psychotherapie das *besser* kann als die Staatsanwaltschaft.

Literatur

- Appelfeld A (2005) Geschichte eines Lebens. Rowohlt, Berlin; zitiert in: Fuchs T (2011): Leibliche Sinnimplikate, S. 295
- Atwood GE (2017) Der Abgrund des Wahnsinns. Psychoanalytische Erkundungen von Erfahrungen seelischer Zerstörung. Psychosozial Verlag, Gießen
- Bachelard G (1960) Poetik des Raumes. Hanser, München; zitiert in Fuchs (2011): Leibliche Sinnimplikate, S. 292
- Bateson G (1982) Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Suhrkamp, Frankfurt/M
- Frisch M (1973) Stiller. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M (Orig. 1954)
- Frisch M (1975) Mein Name sei Gantenbein. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt/M (Orig. 1964)
- Frisch M (2011) Tagebuch 1946–1949. suhrkamp eBook (Orig. print 1950)
- Fuchs T (2011) Leibliche Sinnimplikate. In: Gondek et al. (Hrsg), S. 291-305
- Furman B (1999) Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben. Borgmann, Dortmund
- Gondek H-D, Klass TN, Tengelyi L (Hrsg) (2011) Phänomenologie der Sinnereignisse (Reihe: Übergänge, Band: 59). Wilhelm Fink Verlag, München
- Grossmann K (2016) Psychotherapie mit Männern. Carl-Auer, Heidelberg
- Lausecker W (2018) Between The Times They Are A-Changin' and Norwegian Wood. Prolegomena zu einer Geschichte der Relationen von Systemischen Therapien und Psychoanalysen. Systemische Notizen 03/2018: 14-23. Online. Internet: https://www.lasf.at/wp-content/uploads/2019/07/Notizen_3.18_Lausecker.pdf (Zugriff 29.01.2020)
- Merleau-Ponty M (1994) Keime der Vernunft. Vorlesungen an der Sorbonne 1949-52 (hgg. von B. Waldenfels, A. Kapust & B. Liebsch). Wilhelm Fink Verlag, München
- Orange DM, Atwood GE, Stolorow RD (2015) Intersubjektivität in der Psychoanalyse: Kontextualismus in der psychoanalytischen Praxis. Brandes & Apsel, Frankfurt/M
- Retzer A (2002) Passagen. Systemische Erkundungen. Klett-Cotta, Stuttgart
- Stolorow RD, Atwood GE (1992) Contexts of Being: The Intersubjective Foundations of Psychological Life. Psychoanalytic Inquiry Book Series, Vol. 12. The Analytic Press, Hillsdale, NJ & London
- Welter-Enderlin R, Hildenbrand B (1996): Systemische Therapie als Begegnung. Klett-Cotta, Stuttgart

Mag^a Evelyn Niel-Dolzer

e-mail: office@wirkungslinie.at